

## Spaziergang durch Schönbrunn.

Von Zeit zu Zeit tauchen jetzt Feuilletons über Schönbrunn auf, aus denen es melanchollisch seufzt und klagt. Schönbrunn sei nun so unendlich traurig, so einsam, sei eine Verfalltheit, die dem Verfall entgegengehe. Man tut nun so, als wären die Menschenströme, die die Alleen Schönbrunns an sonnigen Tagen schier ohne Ende durchfluteten, nur davon angezogen worden, daß hinter den hohen Fenstern des gelben Schlosses mit den vielen grünen Jalousien der Herr Kaiser wohnte; man bemüht sich jetzt, die alte Zeit so auszuliegen, als wäre dieser Park, in dem so viel Reiz eingefangen liegt, plötzlich um alle seine Schönheit gekommen, weil die Besucher durch die Geschehnisse der Gott-erhalte-Stimmung verlustig geworden sind. Ach, sogar der Vorfrühling, der sich in Schönbrunn alljährlich so zaubervoll entfaltet, sei dort nun um seine wohlthuenden Farben gekommen. Und die glühenden Hellebardiere, die strammen Burggardisten, wo sind sie? Dafür graue Volkswehr und düstere Sicherheitswache. Wie jammervoll! Kann da noch die habsburgische Geschichte, die unsichtbar über dem langgestreckten Schloßdach schwebend, den Spaziergängern eine tiefinnerliche feierliche Scheu aufzwingt, auf ihre Gemüter wirken? Darum die Folgen: Schönbrunn ausgestorben, der knospende Frühling ohne Bewunderer, all das Kostliche ungenossen.

Dieses Geschluchze um den höfischen Firtlesanz ist recht possierlich. Der Sämerz, den man da den Freunden von Schönbrunn andichtet, ist nachpatriotischer Schwindel von Deuten, die sich noch immer damit abplagen, Versunkenes, unrettbar Versunkenes zu heben. Schönbrunn ist schön wie früher. Und die Viechhaber herrlicher Alleen, lauschiger Wege, stiller Bänke, wunderbarer Ausblicke durch grüne Gassen, im Stille des Rokoko gestugt, Verehrer der Stille, sie durchstreifen Schönbrunn wie ehemals, suchen und finden seine Reize wie immer. Und die Sonntage, strahlend von Sonnenlicht, die stets die dichtgedrängten Mengen Sonnenhungriger nach Schönbrunn geleckt, sind nicht mehr fern.

Nein, den höfischen Firtlesanz entbehren wir nicht. Die Majestät hinter den Fensterseiben, die Mystik seiner Umgebung, das Gott-erhalte-Gefühl, wir haben es abgetan. Freilich, Schönbrunn hat dennoch Schaden gelitten. Die weltberühmte Menagerie hat den Krieg verspürt, ein Schicksal, das sie, wie man hört, mit verschiedenen Menagerien anderer Städte teilt. Der Tierbestand hat sich stark verringert. In den Käfigen, in den Blockhäusern und Ställen ist es merkwürdig still.

Ein Wärter, der des Weges kommt, eine mit mächtigen Matschtauen gefüllte Schüssel auf dem Arm, errät den Sinn der Frage des Besuchers, ehe er sie ausgesprochen.

Er erzählt, daß ein großer Teil der kostbaren Tiere durch Hunger krank geworden und eingegangen sei. Manche Tiere seien auch verkauft worden. Elefanten, Bären, Giraffen, Affen, Hyänen, Lamas standen zu oft vor Futtertrögen mit zu magerem Inhalt. „Mädi“ lebt noch und wird sich, wenn es wärmer wird, wieder anschauen lassen, um mit dem langen Rüssel nach geschenktem Futter zu greifen.

Der große Bärenzwinger, wo Meister Pex so lustig um Bröckchen steht, ist leer. Hinter einem anderen Gitter patzt ein einsamer Syrischer Bär um sein Wasserbeden. Manchmal bleibt er stehen, schaukelt sich hin und her, als friere ihn in den Weinen, richtet sich auswartend in die Höhe, und es ist, als fragten seine blingelnden Augen den Besucher: Nun, hast du nichts? ... Jedoch, die Gaben fliegen nur sehr, sehr selten durch die Gitterstäbe. Woher Brot für Bären nehmen? Die Tafeln mit den Aufschriften: „Es ist verboten, den Tieren Futter zuzuworfen!“ sind nie unzeitgemäßer gewesen. Auch zwei mägere Eisbären lassen sich sehen, der dritte ist hinüber. Sie lecken mit ihren bläulichen Zungen unausgesetzt an den Eisenstäben, sind schlecht gelaunt, ohne jede Lust, sich zu rühren. Ein Dromedar, sonderbar schäbig wie ein Baum, dem die Kinde abgefallen, steht ruhelos in seinem Behege auf und nieder. Zwei Kameele tappen gravitätisch hintereinander her, die rinnenden Schnauzen immer hochgestreckt, der wärmenden Sonne zugewendet. Zwei Wölfe singen hinter ihren Stäben einen Gesang, der Mark und Bein erschütteret. Das kümmert aber einen ründlichen Spähen nicht, der in der nächsten Nähe eines Wolfsrachens sitzt und geruhig sein Fell durchschmabelt.

„Die Raubtiere hab'n aa bei uns da net schlecht durchg'halt'n!“ sagt der Wärter.

Und zur Bestätigung seiner Worte ertönt aus den Ställen der Löwen mächtiges Gebrüll, stoßweise zerhackt, halb gewaltiges Stöhnen, halb grimmiger Husten. Ein Pelikan steht mit aufrechter Unbeweglichkeit auf dem Kies seiner Behausung. Er schaut aus wie ein behäbiger Privatier auf schwachen Beinen, mit weißer Weste vor dem Spitzbauch und steif abstehenden Gehrockschößen. Er hat keine Ahnung, wie man über ihn lachen muß. Zwei Pfauen schreiten mit wiegendem Kopspug und nachschleifender bunter Federnschleppe zwischen gewöhnlichem Gühnervolk wie Patronessen auf einem Wohlstandsbahnhof. Aber ein von Kinderhand geworfenes Bröcklein läßt sie jäh alle Würde vergessen. In der Nähe freizühen die Adler und

Geier. Der rotköpfige Königsgeier humpelt flügel Schlagend auf franken Beinen, der „Mönch“ steckt das Haupt in die braune Rutte, als wolle er von nichts mehr wissen, der halennasige stolze Kondor tut, als wäre nichts geschehen. Das Wasser der Wälder, von dem ein Teil des ehemaligen Standes wohl den Weg alles Fleisches gewandelt ist, streitet sich lärmend um Futter.

Das ist der Rest des Getiers der Menagerie, die Knapp vor dem Krieg so reichhaltig war. Wohl gibt es in den Unterkünften noch manche zoologische Kostbarkeiten, aber sie bleiben unsichtbar, da dem Besucher der Eintritt jetzt verwehrt ist. Es wird viel Umsicht, Mühe und Geld kosten, den Tierpark wieder auf den alten Stand zu bringen.

Bedauernd wendet man sich von diesem getrübbten Bild wieder den Rokokoalleen zu, die mit ihren ragenden Flächen darauf warten, daß ihnen der Frühling grünen Glanz verleihet. Wandert kreuz und quer, überall an heimlich genießenden Menschen vorbei, steigt bergan und hat urplötzlich die Gloriette vor sich.

Hier oben ist es freilich einsam. Kein Laut, kein Mensch. O doch! Dort unten beim Teich, der tiefgrün in seinem Bette liegt, auf einer Bank ein junges, lesendes Mädchen. So still ist es, daß man hört, wie es umblättert. Bei einer Biegung des Serpentinweges, der langsam zur Höhe führt, hält ein berittener Wachmann. Regungslos wie aus Stein gehauen. Da beginnen hoch oben in einer Skulptur des Hallenbaues einige Spähen zu streiten. Das Pferd des Wachmannes stößt ein Viehern aus und von der Menagerie her bringt der Gesang der Wölfe. Auf dem Steinboden der Halle klingt der Schritt des „Hof“dieners, der hier auf Gäste für die Plattformausfahrt wartet. Von dort aber schweift der Blick über das Neptunbassin hinweg in das ungeheure Gartenparterre und man empfindet die Erinnerung daran als bösen Spuk, daß hier einmal byzantinischer Ueber-schwang Abertausende von Kindern zu einer Quibidigung zusammentrieb.

Die Augen, die voll Entzücken in der Runde irren, wollen nicht satt werden. Wie schön ist Schönbrunn! Um wieviel schöner ist es aber noch dadurch geworden, daß dort drüben im gelben Schlosse mit den vielen grünen Jalousien die Republik zu Hause ist! Winzig wie Ameisen scheinen die Spaziergänger, die da unten vorüberwandeln. Und wenn ihnen etwa die habsburgische Historie aus den Fenstern des so jäh verwandelten Schlosses etwas erzählen will, dann bräunt ihr wegen eines packenden Schlußkapitels nicht berge zu sein ... h. p.